

Für viele junge Christen ist das Studium an einer Universität eine große Herausforderung: Aus der gewohnten Umgebung einer Gemeinde treten sie in eine ganz neue Welt, die völlig anders tickt. Wie lebt man dann sein Christsein in den Hörsälen oder in der Mensa?

Lesezeit: 8 Minuten

ALEXANDRA KAEMPER

ZWISCHEN UNS EIN MENSA-TISCH

oder: Hast du gerade gebetet?

Als ich etwa acht oder neun Jahre alt war, war ich zum Übernachten bei meiner muslimischen Freundin Aisha eingeladen. Ich liebte es bei ihr zu Hause: das fremde Essen, die herzliche Atmosphäre und all die Filme, die ich zu Hause nicht sehen durfte, weil Magie oder übernatürliche Wesen darin vorkamen. Aisha und ich, wir staunten über die Welt des jeweils anderen, wobei sie wesentlich offener mit ihrer war als ich mit meiner. An jenem besagten Übernachtungsabend setzten wir uns irgendwann mit Aishas ganzer Familie an den großen Esszimmertisch, und sobald alle saßen, wurde fröhlich zugelangt. Nur nicht von mir. Mit großen Augen starrte ich auf meinen vollen Teller und knetete unruhig meine Hände unterm Tisch. Das Tischgebet, welches ich von zu Hause gewohnt war, fehlte in dieser Runde, und ich wusste nicht, was ich jetzt tun sollte. Beschämt legte ich mir eine Hand über die Augen und stocherte mit einer Gabel in der anderen Hand in meinen Köfte. Ich versuchte, leise ein paar Dankesworte zu murmeln in der Hoffnung, dass mein heimliches Gebet unentdeckt bliebe. Ich weiß nicht, was mir unangenehmer war:

so gänzlich offensichtlich aus der Gruppe herauszustechen oder die Frage, ob Gott auch noch echt und da war, wenn kein anderer außer mir an ihn glaubte. Als ich den Blick erhob, lächelte mich Aishas Tante liebevoll an. „Hast du gerade gebetet?“, fragte sie. Ertappt schüttelte ich den Kopf auf eine Weise, die offen ließ, ob es nicht doch ein Nicken war. Ihr Lächeln wurde breiter. „Du darfst gerne beten! Es ist nicht schlimm, ich finde das schön.“ Irgendwas in mir entspannte sich bei diesen Worten, wenngleich ich mich immer noch furchtbar schämte, bei dem Versuch, Gott an unseren Tisch zu setzen, entdeckt worden zu sein.

Zehn Jahre später sollte genau dieses Gefühl erneut auftauchen, diesmal aber nicht am Essenstisch einer guten Freundin, sondern bei einem Mensa-Treffen nach einer Vorlesung oder einem Seminar. Meine Kommilitonin kommentierte meine kurze Gebetsgeste erstaunt: „Ach, bist du so christlich?“ Ich nickte, unsicher darüber, was nun folgen würde. Ich fühlte mich plötzlich wieder genau wie das unsichere Mädchen im Haus ihrer Freundin, die das Leben so anders verstand und lebte als sie selbst. Es entwickelte sich ein überraschend

entspanntes Gespräch über Glaubensformen, Kirche und eigene Gedanken und Erfahrungen, und ich bin mir nahezu sicher, dass ihr dieses Gespräch positiv in Erinnerung geblieben ist. An jene erste Mensa-Erfahrung reihten sich jedoch auch noch viele weitere, und manch eine davon war deutlich kritischer und belustigter im Ton als jene erste. Es wurde über den Sinn von Kirchensteuern debattiert, die Vereinbarkeit von Religion und Naturwissenschaft bis hin zur Frage nach persönlichem oder weltpolitischem Leid. Gewichtige Themen und Gedanken wurden über die Tische gerollt, manchmal in einer Dringlichkeit, die den hohen Decken eines Hörsaals angemessener gewesen wären als den grauen, nach Pommes und Bolognese riechenden Transit-Räumen der Mensa. Dennoch blieb nach jedem dieser Gespräche in meinem Hals dieser Kloß, dieses Gefühl der Scham. Es waren nicht der Seminarraum und die Texte von Marx und Foucault, die meinen Glauben auf die Probe stellten. Es waren die Mittagessen in der Mensa.

Lange verstand ich nicht, woher dieses Unwohlsein kam. Ich bin mit dem Gedanken aufgewachsen, jederzeit bereit zu sein, das

Evangelium zu verkündigen, hinauszu gehen zu allen Völkern und sich nicht dessen zu schämen, woran ich glaubte. Es lag jedoch etwas in der Natürlichkeit und Unbefangenheit jener Essenssituationen, die mich nicht aus meiner Haut kommen und ganz verzagt werden ließen. Vielleicht liegt es daran, dass ich es von zu Hause so kannte, dass am Esstisch unverblümt über alles gesprochen werden kann und niemand belächelt wird für seine Gedanken oder seinen Glauben. Der Esstisch war immer der Ort radikaler Ehrlichkeit (manchmal zu ehrlich), ein Ort, wo Fragen gestellt werden durften, egal, wie herausfordernd sie auch waren. Doch diese fremden Esstische forderten mich heraus. Ich konnte nicht wissen: Würde mein Gegenüber freundlich sein und es schön finden, dass ich Jesus mit an meinen Tisch nahm, oder würde ich belächelt werden, und mit mir dann auch er? Gerade an der Uni, wo so viele verschiedene Welten aufeinandertreffen, und gerade in den ersten Semestern, in denen manch einem noch der alles hinterfragende Hochmut aus dem Halse krächzt, schien mir mein einfacher Glaube zu schwach, zu verletzlich, zu klein, um ihn einem unvertrauten Blick auszusetzen.

Und so trafen sich immer wieder verschiedene Welten in mir: der Wunsch, Jesus zu gefallen, ihn bekannt zu machen und für meinen Glauben einzustehen und gleichzeitig die drängende Frage, wie ich all den Ansichten, Überzeugungen und Zweifeln meiner Kommilitonen genug Raum geben konnte, um offen für ihre Sicht zu bleiben und sie da, wo sie waren, anzunehmen.

Es waren nicht der Seminarraum und die Texte von Marx und Foucault, die meinen Glauben auf die Probe stellten. Es waren die Mittagessen in der Mensa.

Ich erkannte erst recht spät, dass es nie meine Verantwortung war, Jesus präsentabel zu machen. Wenn

Paulus schreibt, dass er sich des Evangeliums nicht schämt, ist dies kein Apell dazu, wir hätten uns gefälligst nicht zu schämen, sondern eine Einladung: Du brauchst dich nicht zu schämen. Du musst es nicht verbergen und verdecken, aus Angst, ein anderer könnte es kaputt machen. Jesus ist solide, stark genug, um Kritik auszuhalten oder auch den stärksten Zweifel an seiner Gegenwart. Jesus hält es aus, doof gefunden zu werden, und kann so viel besser mit der Unwissenheit, Unverblümtheit oder auch dem ehrlichen Interesse seines Gegenübers umgehen als ich. Er schämt sich nicht, weil er keine Angst vor Ablehnung hat. Er weiß: Die Wahrheit mag vielleicht verworfen werden, aber dadurch wird sie nicht weniger wahr. Und vielleicht findet man Jesus und seine Wahrheit genau dort, im Spannungsfeld zwischen Bolognese-Sauce, Weltkrisen und der schlichten Frage: „Ach, hast du gerade gebetet?“



Alexandra Kaemper lebt in Münster und hat dort Geschichte und Theologie studiert.

